

HEYNE 



DMITRY  
GLUKHOVSKYS  
**METRO  
2033**  
UNIVERSUM

ANDREJ DJAKOW

# DIE REISE IN DIE DUNKELHEIT



HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

**ANDREJ DJAKOW**

**DIE REISE  
IN DIE  
DUNKELHEIT**

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys  
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen  
von Matthias Dondl

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe  
**BO MPAK**  
Deutsche Übersetzung von Matthias Dondl



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 9/2012  
Redaktion: David Drevs  
Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:  
David Drevs  
Copyright © 2011 by Dmitry Glukhovsky  
Copyright © 2012 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2012  
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld  
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-453-52939-7  
[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

DMITRY GLUKHOVSKY

## **DAS METRO 2033- UNIVERSUM**

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisierten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutungen an über den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu be-

schreiben? Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits fünfundzwanzig Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst unter anderem so unterschiedliche Städte und Regionen wie Moskau, St. Petersburg, Kiew, aber auch Nowosibirsk und den Hohen Norden.

Einer der erfolgreichsten Autoren des METRO 2033-UNIVERSUMS ist Andrej Djakow. Nach »Die Reise ins Licht« liegt nun sein zweiter Roman in deutscher Übersetzung vor.

Doch es sind nicht nur Übersetzungen, die für die internationale Ausdehnung unseres Universums sorgen. Ein englischer und ein italienischer Autor haben bereits ihre Version der Metrowelt veröffentlicht und auch Kollegen aus anderen Ländern stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu betreten. Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitrügen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie unser Experiment nun auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?







**ANDREJ DJAKOW**

**DIE REISE  
IN DIE  
DUNKELHEIT**



# INHALT

## ERSTER TEIL: An der Schwelle zum Krieg

1	Noch eine Katastrophe	15
2	Das Ultimatum	33
3	Die Entführung	51
4	Die Stummel	69
5	Die Friedhofsstation	87
6	Die Heiden	107
7	Die Linie 3	131

## ZWEITER TEIL: Die Fremde

8	Am Scheideweg	159
9	Der Schwur	177
10	Der Letzte Wille	195
11	Schlechte Neuigkeiten	213
12	Die Überfahrt	235
13	Reise in die Dunkelheit	255

## **DRITTER TEIL: Der Hüter**

14	Die Hinrichtung	275
15	Die Aussprache	289
16	Der rote Faden	305
17	Weg ins Nirgendwo	323
18	Im Sumpf	341
19	Ein nachlässiger Hausherr	365
20	Auf Leben und Tod	385
	Epilog	403
	Anmerkungen	409



**ERSTER TEIL**

**AN DER SCHWELLE  
ZUM KRIEG**



# 1

## NOCH EINE KATASTROPHE

Aus der Ferne sah das bizarre Geschöpf wie ein U-Boot aus. Ein träge durchs Wasser pflügendes Monster, offenbar aus der entfernten Verwandtschaft der Wale. Der hässliche Auswuchs an seinem buckligen Rücken hatte allerdings wenig Ähnlichkeit mit den eleganten Flossen der Meeressäuger, sondern glich eins zu eins dem Turm eines Unterseeboots.

Bis vor Kurzem hatte sich der Leviathan in den Weiten der Ostsee völlig unbehelligt gefühlt. Keine einzige Kreatur im Umkreis von etlichen Seemeilen hätte sich gegen die urwüchsige Kraft seiner alles zermalmenden Kiefer zur Wehr setzen können. Erst in jüngster Zeit war ein gefährlicher Gegner aufgetaucht.

Der Mutant peitschte das Wasser mit seiner mächtigen Schwanzflosse und stieß ein infernalisches Brüllen aus. Wie ein Donner rollte es über das Meer und verhallte dann irgendwo im Nebelschleier am Horizont. Als der Meeresräuber sich abermals anschickte, seine Revieransprüche kundzutun, ertönte von Norden her ein vibrierendes Signal. Für einige Augenblicke trieb das Monster reglos im Wasser, als würde es lauschen. Als das penetrante Geräusch sich wiederholte, setzte es seinen massigen Körper hastig in Bewegung, ließ seine Schwanzflosse noch einmal aufs Wasser klatschen und tauchte ab.

Obwohl der Leviathan nur über ein winziges Gehirn verfügte, hatte sich seine erste Begegnung mit dem Urheber des seltsamen Rufs nachhaltig darin eingepägt. Mit diesem Gegner war nicht zu spaßen.



Es handelte sich um ein nicht minder kolossales Ungetüm, das ausschließlich an der Oberfläche schwamm, eine undurchdringliche Panzerhaut besaß und obendrein mit glühenden Speeren um sich warf, die peinigende Schmerzen verursachen konnten.

Beim ersten Aufeinandertreffen hatte der Leviathan eine erkleckliche Anzahl von Zähnen eingebüßt und zum ersten Mal überhaupt so etwas wie Angst empfunden, als er den heißen Atem des fremden Räubers spürte. Nun folgte er seinen natürlichen Instinkten und ergriff eiligst die Flucht.

Die Wasseroberfläche an der Tauchstelle des Mutanten hatte sich kaum wieder geglättet, als die gepanzerten Bordwände einer gigantischen Stahlkonstruktion sie teilten wie ein überdimensionaler Pflug. Die Schiffshupe kündete vom Beginn der Tagschicht. Takelagen knarzten, und über zahlreiche Decks hallten die Flüche von Matrosen.

Ein Wust von Aufbauten, Fangkörben und Tauen verbarg die Umrisse der schwimmenden Bohrplattform. Im Laufe der Zeit war der alte Stahlkoloss mit Bretterhütten und einer ganzen Armada zerbrechlicher Beiboote ausgestattet worden und sah nunmehr aus wie ein Fischerdorf auf einem Felsufer.

Die »Babylon« fuhr volle Kraft voraus gen Süden. Bereits weit hinter ihr lag die Insel Moschtschny – jener Flecken Erde, der zur neuen Heimat für viele geworden war, die den jüngsten Tag überstanden hatten und noch die innere Kraft besaßen, um weiterzuleben.

Großvater Afanassi beobachtete den Neuling, den man kurz vor dem Ablegen seiner Reparaturbrigade zugeordnet hatte, und runzelte ärgerlich die Stirn. Der etwa fünfzehnjährige Junge hatte schon die ganze Zeit nur sinnlos herumgestanden und keinerlei Anstalten gemacht, sich an der Arbeit zu beteiligen. Auch jetzt dachte Petro überhaupt nicht daran, sich an den ölverschmierten Innereien des defekten Dieselmotors die Finger schmutzig zu

machen. Stattdessen zog er schon wieder eine Selbstgedrehte hinter dem Ohr hervor und stieg die Treppe zum Ausgang aus dem Maschinenraum hinauf.

»Findest du nicht, dass du ein bisschen zu viel rauchst, Grünschnabel?«, raunzte Afanassi ihm hinterher.

»Aber es ist doch ... äh ... meine erste Fahrt ... Ich werfe nur noch mal einen Blick auf unsere Insel und komme dann gleich zurück«, stammelte der Junge verlegen.

»Hol dir keine Dosis da oben!«, lästerte der fette schwedische Mechaniker Bergin und grinste in seinen buschigen Schnauzer.

»Es hat doch keine Strahlenwarnung gegeben. Alles sauber draußen. Ich beeil mich.«

Petro stieg die Gitterstufen hinauf, entriegelte die Tür und schlüpfte ins Freie hinaus. Großvater Afanassi seufzte und warf seinen Arbeitern vielsagende Blicke zu. Es war nicht schwer zu erraten, was er dachte: Diese Jugend heutzutage. Nichts als Flausen im Kopf ...

»Macht nix! Er gewöhnt sich schon«, sagte der Schwede. »Der Junge hat was in Kopf. Wie sagt man ... Er wird es zu was bringen. Soll er ruhig ein bisschen Luft holen.«

»Luft schnappen.«

»Ja, genau! Das wollte ich sagen.«

Missmutig inspizierte der ergraute Brigadier das ausgeweidete Aggregat und winkte ab.

»Was soll's, Männer. Machen wir eine Rauchpause.«

Auf der Suche nach einem gemütlichen Plätzchen verteilten sich die Arbeiter im Raum. Schon bald erglommen die ersten Selbstgedrehten und verströmten ihr herbes Aroma. Afanassi setzte sich auf eine Nagelkiste, wischte sich die verschmierten Hände an einem Lumpen ab und warf einen Seitenblick auf den anderen Novizen. Insgesamt hatten sie zwei Neue in der Brigade. Der Erste, Petro, war ein Einheimischer und Sohn einer beleibten Köchin aus dem dritten Wohnblock. An ihren Namen konnte sich Afanassi nicht erinnern – er war inzwischen etwas vergesslich ge-

worden. Der zweite Neue war dagegen ein »Zugereister«. So betitelten die Siedler etwas abschätzig die Emigranten aus dem Sankt Petersburger Untergrund, die bei der ersten Gelegenheit auf die Insel übersiedelt waren.

Um ehrlich zu sein: Diese Leute boten ein Bild des Jammers. Blasse Haut. Zerschlossene Kleidung. Nervöse, deprimierte Gestalten, die sich von den anderen Inselbewohnern abkapselten. Als man ihnen die Baracken zeigte, die für sie vorgesehen waren, hatten sie sich strikt geweigert, dort einzuziehen. Ihre notorische Angst vor der Oberfläche saß tief. Letztlich hatten sie sich für einen Erdkeller unter einem Lagerhaus entschieden. Dort saßen sie nun wie im Schneckenhaus. Die Mutigeren von ihnen wagten sich natürlich nach oben, um die Einheimischen kennenzulernen. Doch das waren die wenigsten. Das Leben in der Metro hatte Spuren hinterlassen.

Der Zugereiste saß schweigend in der Ecke. Als ihm jemand eine Selbstgedrehte anbot, nahm er dankend an. Doch anstatt sie anzuzünden, wickelte er sie in ein sauberes Tuch und steckte sie in die Brusttasche seiner Arbeitsjacke. Die anderen sahen einander verwundert an. Diese Zugereisten waren schon komische Käuze.

»Sag mal, Afanassi«, begann Bergin, »wozu wir brauchen eigentlich so viel Holz? Vor eine Woche sind wir schon gefahren. Vor zwei Wochen auch. Wozu das?«

»Überleg doch mal«, erwiderte der Brigadier und richtete den Blick auf den Fremdling. »Woraus sollen wir sonst die Häuser für die neuen Einwohner bauen?«

»Was wollen die denn mit Häuser?« Der fette Schwede grinste und winkte ab. »Die sitzen doch sowieso in ihre Keller wie Ratten.«

Der Flüchtling starrte mit unbewegter Miene auf den Boden und schwieg.

»Halt dich ein bisschen zurück, Bergin«, versetzte Großvater Afanassi. »Diese Leute sind auch so schon gestraft genug. Ich möchte

dich mal sehen nach so vielen Jahren unter der Erde. Ohne Licht und anständiges Essen. Und dann noch die ganzen Bestien, die dich verfrühstücken wollen ...«

»Ja, weil es keine Kampf dagegen gibt! Dieses Getier muss man ... *burn* ... Feuer machen. Aber die haben sich in Erde eingegraben. Obwohl Mensch kein Wurm ist!« Bergin bedachte den Neuling mit einem unverhohlenen geringschätzigen Seitenblick. »Bist du dort mal an die Oberfläche gegangen?«

Der Flüchtling hob den Kopf und sah den Schweden mit leeren Augen an.

»Ja«, antwortete er tonlos.

»Was ja?«

»Einmal war ich oben.«

»Und?«, bohrte der Schwede nach, sichtlich genervt, dass er seinem Gesprächspartner jedes Wort aus der Nase ziehen musste.

Der Übersiedler wurde weiß im Gesicht. Er kauerte sich zusammen, umfasste die Knie mit den Armen und starrte wieder auf den Boden.

»Zu siebt sind wir damals losgezogen. Holz holen ... Fünf von uns wurden aufgefressen. Meinen Kumpel habe ich auf den Schultern zur Station zurückgeschleppt. Er war übel zugerichtet, blutete wie ein Schwein und schrie wie am Spieß. Er hat mich angefleht, seinem Leiden ein Ende zu machen. Ich habe nicht hingehört und ihn trotzdem zurückgebracht. Einen Tag lag er im Fieberwahn. Dann starb er. Und am nächsten Morgen kroch ekliges Getier aus ihm heraus. Die zirpende Bestie hatte ihre Maden in ihm abgelegt. Mein Kumpel war eigentlich immer ein Glückspilz gewesen. Bis dahin.«

Der Schwede schaute den hageren Neuling mit versteinerten Miene an. Erst als die heruntergebrannte Zigarette im Mundwinkel seinen Bart versengte, besann er sich, spuckte die Kippe aus und klopfte dem Flüchtling auf die Schulter.

»Du ... also ... Ich habe Mist geredet. Sei mir nicht böse, Junge.«

»Böse? Wieso böse? Ewig dankbar werde ich euch sein, wenn ich bei euch bleiben darf. Ich bin hart im Nehmen. Ich werde arbeiten. Notfalls für drei! Das ist alles besser, als unter der Erde zu leben. In der Metro herrschen Hunger und Tod. Dort will ich nicht mehr hin. Nie mehr!«

»Schon gut, Junge, schon gut.« Bergin war sichtlich verlegen. »Jetzt erledigen wir Job und dann ... *come back* ... feiern wir deine Einstand. Bei uns auf der Insel gibt es süffige Braga. Dort lässt sich's leben!«

Die anderen Mechaniker nickten eifrig. Das Gespräch nahm nun einen deutlich entspannteren Verlauf. Man unterhielt sich über die Vorzüge diverser Kneipen, von denen es auf der Moschtschny ein gutes Dutzend gab. Auch der Flüchtling beruhigte sich und lächelte sogar zaghaft, als die anderen vom sorglosen Leben und Wohlstand auf der Insel schwärmten.

Im allgemeinen Überschwang achtete niemand darauf, dass plötzlich grelles Licht durch den Türspalt drang. Der Raum und alles, was sich darin befand, wurde für einige Sekunden in ein bizarres, bläuliches Licht getaucht. Erst als die eiserne Tür mit Getöse aufflog, hoben die Arbeiter den Kopf und sahen, wie Petro schreiend die Treppe herunterflog. Nach dem haarsträubenden Sturz krümmte sich der Junge am Boden und schlug sich heulend die Hände vors Gesicht.

Chaos brach aus. Einige sprangen dem Unglücksraben bei und versuchten, ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen. Die anderen stürmten zum Ausgang, um zu ergründen, was es mit dem grellen Licht auf sich hatte.

»Er ist blind!«, schrie jemand erschrocken. »Dem Jungen hat es die Netzhaut verbrannt!«

Erstaunlich behände kletterte der korpulente Schwede die Treppe hinauf. Er bemerkte als Erster das gleichmäßige Grollen, das von irgendwo dort draußen kam und stetig lauter wurde. Seine Zähne begannen plötzlich zu schmerzen. Einen Augenblick später wuchs sich das bedrohliche Geräusch zu einem ver-

heerenden Donner aus. Der Mechaniker wurde von Panik gepackt.

»Herre Jesus!«, stieß Bergin hervor, als er oben in der Tür stand.

Dem Schweden bot sich ein schockierendes, wahrhaft apokalyptisches Bild. Die wohlvertraute Silhouette der Insel mit ihren felsigen Ufern und grünen Alleen war spurlos verschwunden. An ihrer Stelle wuchs ein gigantischer Atompilz empor. Wie gelähmt beobachtete der Mechaniker, wie der monströse Feuerball sich immer mehr aufblähte und einen purpurroten Schein in den Himmel warf. Dann erzitterte der Boden unter seinen Füßen und das Deck begann zu wackeln. Von einer unsichtbaren Kraft wurde Bergin in den Maschinenraum zurückgeschleudert und schlug mit dem Rücken gegen einen Lüftungskanal.

Die »Babylon« wurde von einem Ausläufer der Druckwelle erfasst. Wie welkes Laub fegten die entfesselten Luftmassen die Holzhütten von der alten Stahlkonstruktion. Die Unseligen, die sich gerade auf den Außendecks aufhielten, wurden von den Orkanböen ins Meer gerissen. Ein Steinhagel aus glühendem Schotter und Felsbrocken trommelte gegen die Bordwände der »Babylon«.

Kurze Zeit später brandeten tonnenschwere Wassermassen gegen die Bohrplattform, als wollten sie den menschengemachten Giganten einem Härtetest unterziehen. Die Stützgerüste knarzten bedrohlich, und die altersschwachen Schotten vibrierten. Stahlplatten wurden aus der rostigen Außenhaut gerissen und vom Meer verschluckt. Noch einmal wurde die »Babylon« heftig durchgerüttelt, dann glitt sie langsam vom Kamm der Monsterwelle herab. Hinter ihr schwamm eine Schleppe aus Segeltuchfetzen, Kleinholz und menschlichen Körpern.

Großvater Afanassi stützte sich auf seine zittrigen Arme und sah sich im Halbdunkel um. Die Beleuchtung war ausgefallen. Seine Leute lagen kreuz und quer durcheinander, viele stöhnten jäm-

merlich. Der Brigadier stand auf und tastete sich auf seinen steifen Beinen voran. Nach wenigen Schritten erkannte er die Silhouette des auf dem Boden liegenden Bergin. Eines seiner Beine war unnatürlich verrenkt und aus seinem Mundwinkel rann Blut.

»Die Insel ...«, krächzte der Schwede.

»Was?« Der Alte kniete sich neben Bergin hin und stützte vorsichtig den Kopf des Verletzten. In Afanassis Augen stand noch eine stumme Frage, doch die Vorahnung des Unausweichlichen legte sich bereits als finsterer Schatten über sein Gemüt. »Was ist mit der Insel?«

»Sie existiert nicht mehr ...«

Dieser lapidare, im Flüsterton gesprochene Satz schlug bei den Übrigen im Raum wie eine Bombe ein. Afanassi sah sich Hilfesuchend um. Als er den Zugereisten erblickte, zuckte der Alte zusammen. Der Flüchtling lehnte zusammengekauert an der Wand und schaute den Brigadier mit leeren Augen an. Das schüchterne Lächeln von vorhin war verflogen. Sein Gesicht war eine Maske der Ohnmacht, seine Lippen zitterten.

»Ich will nicht in die Metro zurück«, stammelte er tonlos. »Nie mehr ... nie mehr ...«

Der Laderaum der ramponierten »Babylon« füllte sich allmählich mit Menschen. Aus allen Winkeln der gigantischen Plattform strömten die Überlebenden herbei. Die einen in der Hoffnung, etwas über das Schicksal ihrer Verwandten zu erfahren, die sie auf der Insel zurückgelassen hatten. Die anderen, um ihren Schmerz zu teilen. In der Menge mischten sich zornige Schreie in das Weinen von Frauen und das Gejammer der Alten.

Das Stimmengewirr verstummte augenblicklich, als der Kapitän der »Babylon« das improvisierte Podest aus Zinkkisten bestieg. Der graubärtige alte Mann trug eine blutverschmierte Jacke, sein Arm war bis zum Ellenbogen verbunden und hing in einer Schlinge. Die Stirn über seinen buschigen Augenbrauen war von

tiefen Falten zerfurcht, aber seine Augen glänzten noch immer kalt und stählern.

Es hätte nicht verwundert, wenn der Kapitän an der Last der Verantwortung für das Schicksal der Überlebenden zerbrochen wäre. Doch der schmächtige alte Mann stand kerzengerade da, bereit, dem Unglück, das über sie alle hereingebrochen war, ins Auge zu sehen. Nur an der krampfhaften Art und Weise, wie er mit der gesunden Hand seinen Waffengurt umklammerte, konnte man erahnen, welche Überwindung es ihn kostete, Haltung zu bewahren. Lange ließ er den Blick über die Versammelten schweifen und verweilte dabei immer wieder auf den Gesichtern jener, die ihm besonders nahestanden. Dann begann er zu sprechen.

»Brüder und Schwestern! Wir haben einen schwierigen Weg hinter uns. Ängste, Krankheiten und Hunger waren unsere ständigen Begleiter. Doch auch wenn dieser Weg steinig und mühsam war, so hatten wir doch stets ein Ziel vor Augen, für das es sich lohnte, weiterzukämpfen. Was heute passiert ist, hat all unsere Hoffnungen auf eine bessere Zukunft mit einem Schlag zunichtegemacht. Ein solches Unglück hätten wir uns in unseren schlimmsten Alpträumen nicht ausmalen können. Unser Zuhause wurde vernichtet. Unsere Verwandten, Liebsten und Freunde auf der Insel sind umgekommen. Viele von uns beklagen den Verlust von Eltern und Großeltern. Wir alle haben unser Dach über dem Kopf verloren.«

In der versammelten Menge machte sich Unruhe breit. Einige schluchzten leise, andere flehten mit inbrünstigen Gebeten die Gnade des Allmächtigen herbei.

»Auch unsere Nachbarn hat das Schicksal nicht verschont. Die Infrastruktur der Maly wurde zwar nicht zerstört, und die Strahlung hat die Insel nicht erreicht. Der radioaktive Fallout wird sie trotzdem unbewohnbar machen. Unsere vordringlichste Aufgabe besteht deshalb darin, die kleine Siedlung auf der Maly zu evakuieren, bevor es zu spät ist.«



»Aber wie soll es dann weitergehen?!«, rief jemand hitzig dazwischen. »Wir haben doch alles verloren!«

Der Kapitän ließ sich Zeit mit der Antwort. Er musste sich genau überlegen, was er sagte, denn ein falsches Wort konnte in dieser Situation eine Panik auslösen.

»Wir haben *fast* alles verloren! Eine Rückkehr wird es für uns nicht geben, das ist richtig. Aber unser wertvollstes Gut kann uns niemand nehmen: unseren Lebensmut. Wir müssen stark bleiben – in diesen schweren Stunden mehr denn je. Vor uns liegt eine wichtige Mission.«

Im Laderaum herrschte Grabesstille. Die Siedler hingen an den Lippen ihres Anführers.

»Ihr seid sicher einer Meinung mit mir, dass wir diejenigen, die uns das angetan haben, um jeden Preis finden müssen. Der Tod unserer Angehörigen darf nicht ungerächt bleiben. Eines ist klar: Auf der Moschtschny hat es niemals Kernwaffen gegeben. Lediglich ein Raketenabwehrsystem, und selbst das war schon lange nicht mehr einsatzfähig. Die Bombe wurde von außen auf die Insel gebracht.« Die Wangen des Kapitäns pulsierten. »Wir haben schon seit Jahren keine Überlebenden mehr gefunden. Unser einziger Kontakt mit der Außenwelt bis zum heutigen Tag war die Handelsfahrt nach Piter vor Kurzem. Brüder! Es besteht nicht der geringste Zweifel, dass unser Feind im Untergrund steckt. In einer der obskuren Siedlungen, die sich dort in der Metro eingeknistet haben. Wir werden nicht eher ruhen, bis wir diese Bastarde zur Strecke gebracht haben – und wenn wir jeden Winkel in diesen stinkenden Löchern durchkämmen müssen!«

Beifall brandete auf.

Der Kapitän hielt inne und beobachtete die Versammelten. Er spürte, dass diese Leute ihm bis ans Ende der Welt folgen würden. Und so erfreulich das war – es bedeutete gleichzeitig eine schwere Bürde für ihn. Was sollte aus jenen werden, die nicht stark genug waren, diesen Weg bis zum Ende zu gehen? Zumal völlig ungewiss war, wie der bevorstehende Kreuzzug ausgehen würde.

Plötzlich brach in der Nähe eines rostigen Containers ein Tumult aus. Flüche gellten. Einige der Babylonier gingen wütend auf jemanden los, der von der Menge verdeckt wurde, andere stellten sich ihnen in den Weg und stießen die besonders aggressiven Angreifer zurück. Über ihren Köpfen tauchte plötzlich ein Rohrstück auf, wenig später schwangen auch Eisenstangen und Ketten durch die Luft.

Die Sache drohte ein tragisches Ende zu nehmen. Der Kapitän gab seinem Patrouillenkommandeur ein Zeichen. Der groß gewachsene, bärtige Mann mit der abgenutzten, schwarzen Marinejacke reagierte sofort. Mit einigen bewaffneten Männern kämpfte er sich durch die Menge und trennte die Kampfahne.

Erst jetzt konnte der Kapitän sehen, um wen sich der Zwist entsponnen hatte. Die Männer der Patrouille führten einen ausgemergelten, mit einer ölverschmierten Arbeitsjacke bekleideten Kerl zum Podest. Dem Kapitän fiel sofort der verängstigte Blick des dünnen jungen Mannes auf. Hinter ihm folgte Großvater Afanassi mit seiner Brigade, die der Patrouille den Rücken frei hielt.

»Wie heißt du?«, fragte der Kapitän mit prüfendem Blick.

»Foma.«

»Du bist aus Piter, nicht wahr?«

Der Flüchtling nickte und wischte sich das Blut von der Wange.

Sofort hagelte es Beschimpfungen aus der Menge: »Aas! Dreckskerl! Hängt ihn auf, den Verräter!«

»Seid ihr noch bei Trost?!«, entrüstete sich Afanassi. »Was hat denn der Neue damit zu tun? Wollt ihr jetzt alle Zugereisten umbringen, oder wie?«

Der Kapitän hob die Hand. Diese knappe Geste genügte, um für Ruhe zu sorgen.

»Hast du irgendeine Vorstellung, wer das getan haben könnte?«, fragte er den jungen Mann.

Foma schüttelte den Kopf.

»Denk gut nach, Junge. In dieser Situation wäre es besser für dich, zu kooperieren. Schau dir die Leute hier an. Sie verlangen Gerechtigkeit. Und sie werden sie bekommen.«

»Vielleicht stecken die Veganer dahinter«, plapperte der Flüchtling los. »Oder die Moskowiter. Andererseits, für die wäre das eine Nummer zu groß ... Mit einer so komplizierten Technologie können höchstens die Masuten umgehen. Immerhin eine Bombe. Aber wieso hätten sie das tun sollen? Und die Primorski-Allianz würde so was auch nicht anzetteln ... Ich weiß es nicht. Ehrenwort, ich habe keine Ahnung!«

Der Kapitän schüttelte unzufrieden den Kopf. Kurz darauf zog er ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor, breitete es aus und reichte es dem Zugereisten. Es war ein Plan der Petersburger Metro.

»Wir brauchen eine Station. Eine, die leer steht. Und möglichst nahe am Meer sollte sie sein.«

Foma brütete eine Weile über dem Plan, dann tippte er mit dem Finger auf einen der Kreise.

»Die *Tschkalowskaja*. Die liegt zwar ein ganzes Stück vom Meer entfernt, aber eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Die *Prima* ist überflutet. Die *Waska* gehört schon zur Allianz. An der *Kirsa* sitzen Banditen und das ganze Zentrum ist dicht besiedelt. Bleibt also nur die *Tschkalowskaja* ...«

»Na gut. Dann nehmen wir eben die.« Der Kapitän schwankte plötzlich, griff sich an die Brust und winkte einen Adjutanten herbei. »Mach du für mich weiter. Beruhige die Leute. Uns stehen Berge von Arbeit bevor. Wir müssen die Siedler von der Maly runterholen. Und wir müssen die ›Babylon‹ wieder zusammenflicken, damit wir überhaupt bis Piter kommen. Verflucht sei sie, diese Stadt unter der freien Newa ...«

Gleb schnürte den Rucksack auf und drehte ihn um. Auf den Betonboden fielen staubige Schallplatten. An einigen hingen noch

Überreste ausgebleichter Plattencover. Sorgfältig entfernte der Junge das Papier und warf die schwarzen Scheiben achtlos auf den großen Haufen.

Taran saß am Küchentisch und sah seinem Stiefsohn interessiert zu. Seit jener denkwürdigen »Exodus«-Geschichte war erst ein Monat vergangen, doch der Junge hatte sich schon wieder prächtig erholt und legte einen überbordenden Tatendrang an den Tag. Amüsiert beobachtete der Stalker, wie Gleb die Vinylplatten auf einen Draht fädelt und sich dabei vor Eifer auf die Lippe biss.

»Was willst du mit dem ganzen Plunder?«, erkundigte sich Taran.

»Morgen kommt eine Handelskarawane der Stummel. Da steht die ganze *Moskowskaja* Kopf. Die Stummel machen alle möglichen Glücksbringer aus dem schwarzen Zeug. Ziemlich schöne sogar. Und im Keller liegt ein ganzer Haufen von den runden Dingen! Dafür tausche ich bei den Stummeln ein paar Amulette ein.«

»Runde Dinger ...«, murmelte Taran und erhob sich von seinem Hocker. »Ich zeig dir mal was.«

Kurz darauf schepperte in der Kammer herunterfallendes Geschirr. Der Stalker fluchte. Eine verbeulte Emailleschüssel knallte gegen den Türstock und rollte in die Küche. Nun kam auch Taran wieder herein. Er hielt ein seltsames Gerät in den Händen: einen lackierten Holzkasten, an dem seitlich eine kleine Kurbel und obenauf ein gebogener Trichter aus Blech angebracht waren. Der Apparat war so verstaubt, dass Taran niesen musste.

So ein Ding hatte der Junge noch nie gesehen. Es erinnerte ihn ein wenig an das Gerät, mit dem Tante Agatha von der *Moskowskaja* immer das Fleisch für ihre Schweinswürste durchgedreht hatte. Bei dem Gedanken an diese Delikatesse meldete sich unverzüglich Glebs Magen. Der Stalker machte jedoch keinerlei Anstalten, die merkwürdige Konstruktion als Fleischwolf zu benutzen. Stattdessen angelte er eine einigermaßen unbeschädigte

Vinylscheibe aus dem Haufen, wischte sie mit dem Ärmel ab und platzierte sie vorsichtig auf dem Teller des Grammofons.

Neugierig verfolgte Gleb die Verrichtungen seines Stiefvaters, und als nach einigem Rumpeln und Knacken die ersten Gitarrenklänge ertönten, klappte er den Mund auf. Fasziniert beobachtete er, wie sich die Schallplatte gleichmäßig auf dem Teller drehte.

»Was ist das?«, fragte er.

Der Stalker legte nur den Finger an die Lippen. Es dauerte nicht lange, da gesellte sich zum Spiel der Gitarre der Gesang eines Jünglings:

*In sanften Schlaf sinkt Surbagan,  
am Horizont tobt ein Orkan.  
Mit Gebraus und Donnerhall  
macht er sich auf nach Surbagan.*

Als Taran die schrille Falsettstimme hörte, zuckte er zusammen und warf einen überraschten Blick auf das Grammofon.

»Was habe ich denn da ausgesucht ...« Der Stalker runzelte die Stirn. »Ich hätte ja eher an die Scorpions oder an Metallica gedacht. Stattdessen trällert sich Presnjakow einen ab.«

Gleb hörte aufmerksam zu. Als der Song zu Ende war, wandte er sich an seinen Stiefvater.

»Erzähl mir von Surbagan.«

»Hm ... Du weißt ja, ich bin kein guter Geschichtenerzähler ...« Der Stalker stöberte zerstreut in den Schallplatten und versuchte, die Namen auf den verblichenen Etiketten zu erkennen. »Surbagan – das ist ein märchenhafter Ort. So was wie eine Legende. Eine wunderschöne Stadt am Meer. Mit Prachtstraßen, Brücken, einer Uferpromenade ... Und mit einem Hafen voller Schiffe. Eine Traumstadt eben. Ich kann mal versuchen, bei irgendeinem Trödler an der *Sennaja* Erzählungen von Alexander Grin aufzutreiben. Dann kannst du selbst nachlesen, was es mit dieser Stadt auf sich hat.«

»Aber warum eine Stadt *am Meer*? Sie liegt doch tief unter der Erde. Wo soll denn da das Wasser herkommen?«

Taran legte die Schallplatten weg und sah seinen Stiefsohn prüfend an.

»Wer hat dir das gesagt?«

Der Junge druckste herum. Dabei rümpfte er seine Stupsnase, was ziemlich lustig aussah.

»Alle sagen das doch ...«

»Gle-eb?«

Wenn der Stalker diesen honigsüßen Ton anschlug, war nicht mit ihm zu spaßen. Deshalb beschloss der Junge, lieber gleich mit der Wahrheit herauszurücken.

»Einer von den Sträflingen an der *Swjosdnaja* hat es mir erzählt. Angeblich gibt es tief unter der Metro die geheime Stadt Surbagan. Eine große Stadt voller Blumen, in der es taghell ist. Und jeder hat dort eine eigene Behausung. Kannst du dir das vorstellen? Jeder!« Der Junge lächelte verträumt, doch als er den strengen Blick seines Stiefvaters bemerkte, wurde er sofort wieder ernst. »Mir ist schon klar, dass das nur eine Legende ist, aber ich finde sie irgendwie schön und ...«

»Gleb«, fiel ihm Taran ins Wort. »Was habe ich dir über die Sträflinge gesagt?«

»Aber Onkel Pachom war doch dabei. Mit ihm ist es überhaupt nicht gefährlich und ...«

»Jetzt hör mir mal gut zu. Wenn du noch mal ohne Erlaubnis in diesen Tunnel gehst, kannst du was erleben, verstanden?! Und Pachom werde ich sagen, dass er dir die Ohren langziehen soll, wenn er dich an der *Swjosdnaja* erwischt! Bei diesem Gesindel dort hast du nichts verloren!«

Der Junge verzog enttäuscht das Gesicht. Die Ausflüge in den Stollen, den die Kommunisten beharrlich in Richtung Moskau vorantrieben, gehörten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Wen es dort nicht alles hin verschlagen hatte: Banditen, Taschendiebe und Betrüger jeder Couleur. Man traf jedoch auch ganz gewöhn-

liche Leute an, die meist aufgrund von Schulden dort gestrandet waren. Die Kommunisten freuten sich über jede Arbeitskraft – Ketten an die Füße, Spaten zwischen die Zähne und los ging's: Buddeln für den Weg in die lichte Zukunft!

Onkel Pachom, ein breitschultriger Hüne in Tarans Alter und fast so groß wie Dym, hatte des Öfteren an der *Swjosdnaja* zu tun. Das war auch nicht weiter verwunderlich. Als Waffenhändler kam er in der gesamten Metro herum. Selbst die Masuten sahen in ihm einen ernsthaften Konkurrenten, da er schon lange im Geschäft war und beste Beziehungen hatte. Woher er seine Ware bezog, wusste allerdings kein Mensch.

Den Stalker kannte der Waffenexperte nicht nur vom Hörensagen. Taran hatte ihm einmal das Leben gerettet. Oben in der Stadt, versteht sich ... Also eine äußerst nützliche Bekanntschaft. Auch Gleb gegenüber verhielt sich Pachom sehr aufmerksam. Immer wieder steckte er dem Jungen interessante Dinge zu – mal ein Buch über Waffen, mal einen aus einer Patronenhülse gefertigten Salzstreuer. Neulich hatte er ihm sogar einen echten Wurfstern geschenkt! Nur den vertrackten Namen dieser Handwaffe hatte der Junge schon wieder vergessen und nachzufragen traute er sich nicht. Er war schließlich kein Kind mehr und hätte sich so etwas auf Anhieb merken müssen.

Seinen nächsten Ausflug zur *Swjosdnaja* würde Gleb nun eine Weile verschieben müssen, bis sein Stiefvater wieder milder gestimmt war. Doch allzu lange würde das gewiss nicht dauern. Taran schaffte es nie besonders lange, streng zu sein. Dafür mochte er Gleb viel zu gern. Zwar gab er sich alle Mühe, sich das nicht anmerken zu lassen, doch der Junge durchschaute ihn. Seit jener legendären Expedition nach Kronstadt waren die beiden unzertrennlich. Der Junge schmunzelte.

»Was gibt's denn da zu grinsen, Bengel?«

Tarans Miene hatte sich schon wieder aufgehellt. Er war im Aufbruch begriffen und packte gerade seinen Rucksack. Eine Packung Hartkeks, Dosenfleisch, Spritzen ...

Dem Jungen war nicht entgangen, dass sein Stiefvater es auf einmal eilig hatte. Vermutlich spürte er den nächsten Anfall herannahen, wollte sich aber in Gegenwart von Gleb keine Spritze setzen. Das Leiden des Stalkers hatte sich merklich verschlimmert. Das Gift des Sumpfteufels steckte immer noch in seinem Körper. Die Anfälle, die es auslöste, wurden mit jedem Mal heftiger und dauerten länger. Das Serum der Veganer war nicht mehr so wirksam wie früher. Gleb hatte mehrfach beobachtet, wie sein Stiefvater mit sorgenvoller Miene die Vorräte des sündteuren Medikaments kontrollierte.

Als er fertig gepackt hatte, nickte Taran dem Jungen zum Abschied zu.

»Ich muss los. Du hältst hier die Stellung. Auf keinen Fall an die ...«

»Jaja, ich weiß«, fiel ihm Gleb ins Wort. »Auf keinen Fall an die Tür gehen. Ruhig verhalten. Nicht mit den Gewehren herumballern. Bleibst du lange weg?«

»Keine Ahnung. Wer weiß, was dort passiert ist. Die Masuten sagen, etwas Schwerwiegendes ... Na ja, das werde ich dann schon erfahren. Ich hoffe, es wird nicht länger als einen Tag dauern.«

»Kann ich nicht mitkommen?«

»Nein, das ist nichts für dich, Gleb. Es würde dich nur langweilen, den Erwachsenen beim Streiten zuzuhören. Ich komme ja bald zurück.«

Im Türrahmen blieb der Stalker noch einmal stehen, drehte sich um und lächelte seinem Stiefsohn zu. Dann verschwand er in der Finsternis des Gangs.

Die hermetische Tür fiel zu und mit einem dumpfen Klacken rasteten die Riegel ein. Gleb kehrte zu seiner Schallplattenhalde zurück. Erst jetzt wurde ihm klar, dass der geplante Tauschhandel mit den Stummeln wegen Tarans Abwesenheit wohl ins Wasser fallen würde. Aber egal! Dafür hatte er jetzt den »musikalischen Fleischwolf« und konnte mit den runden Dingern sogar noch etwas viel Besseres anfangen.



Schon nach wenigen Schritten durch den dunklen Gang blieb Taran stehen, ließ sich an der Wand zu Boden sinken und stöhnte vor Schmerz. So leise wie möglich, damit Gleb ihn nicht hörte. Mit dem typischen Geräusch drang die Nadel der Spritze in den Muskel. Wie immer rollte sich der Stalker zusammen, um abzuwarten, bis der Anfall vorüberging. Sein Herz schlug wie verrückt, und auf seiner Stirn bildeten sich dicke Schweißtropfen. Diese heimtückische Krankheit wurde immer schlimmer ...

## 2

# DAS ULTIMATUM

An der *Sennaja* ging es zu wie in einem Bienenstock. Noch vor zwei Stunden war hier der Markt in vollem Gange gewesen, und im Gedränge zwischen den Verkaufsständen hatte es kaum ein Durchkommen gegeben. Inzwischen hatte man den zentralen Bereich freigeräumt und stellte dort auf die Schnelle zusammengezimmerte Sitzbänke auf. Neugierig verfolgten die fahrenden Händler das emsige Treiben und ergingen sich in wilden Spekulationen über den Grund für den Umbau. Auch einige Einheimische wurden durch die ungewöhnlichen Aktivitäten angelockt.

Kurz darauf erschienen grimmige Kämpfer vom Wachdienst des Handelsknotens *Sadowaja-Sennaja-Spasskaja*. Sie verscheuchten die Schaulustigen ans andere Ende der Station und sperren den improvisierten Versammlungsplatz ab.

Die Vorbereitungen wurden von Pantelej Gromow koordiniert, einem Vertreter der Administration der *Sennaja*. Dieser seltsame Zwerg steckte in einem abgetragenen Rautenpullover und trug eine dicke, altmodische Brille. Während er wie ein Irrwisch über den Bahnsteig wuselte und lautstark Kommandos gab, rutschte ihm seine überdimensionale Sehhilfe immer wieder von der Nase. Mit einer ruckartigen Kopfbewegung beförderte er sie jedes Mal an ihren Platz zurück und brüllte noch heftiger auf seine Untergebenen ein, als wollte er seinem klangvollen Namen alle Ehre machen.

Als jedoch die ersten Gäste erschienen, zeigte sich Pantelej wie ausgewechselt. Mit einem vor Liebenswürdigkeit triefenden Be-

grüßungslächeln eilte er einer Gruppe von finsternen Gestalten entgegen, die gerade aus dem Tunnel kamen. Die unauffällig und sauber gekleideten Männer vertraten die Primorski-Allianz, eine der einflussreichsten Gruppierungen in der Metro und wahrscheinlich das einzig verbliebene Bollwerk gegen das Imperium der Veganer, das sich im südlichen Bereich der Linie 3 von der *Ploschtschad Alexandra Newskowo* bis zur *Obuchowo* erstreckte.

Die Ankömmlinge hatten noch nicht Platz genommen, als bereits die Delegation von der *Technoloschka* den Bahnsteig betrat. Mit ihren ölverschmierten Overalls und Werkzeuggürteln waren die Masuten schon von weitem zu erkennen. Jedermann kannte sie hier, denn ihr Wissen und ihre Erzeugnisse waren für große Teile der bewohnten Metro von elementarer Bedeutung. Beleuchtung, Lüftung, Kraftstoffe – ohne die Ingenieure von der *Technoloschka* lief gar nichts, und sie ließen sich ihre Dienste teuer bezahlen. Den Wohlstand einer Station konnte man deshalb unschwer am technischen Stand ihrer Beleuchtung abschätzen.

Die Masuten benahmen sich ungezwungen und flachsten untereinander. Sie setzten sich in der Nähe der Abgesandten der Allianz und warfen kritische Blicke auf die Veganer, die gerade die Treppe vom Übergang herunterkamen. Diese erschienen traditionsgemäß in ihrer extravaganten grünen Uniform, die bei den meisten Metrobewohnern tiefe Abscheu hervorrief. Die Gerten, die sie normalerweise mit sich führten, fehlten allerdings: Die Veranstalter hatten es vorgezogen, ihre Gäste an den Kontrollposten zu entwaffnen. Bei einem so bunt gemischten Publikum konnte man nicht vorsichtig genug sein.

Nach und nach kamen auch Vertreter unabhängiger Stationen dazu. Eine verblichene Schirmmütze der Miliz verriet, dass auch die *Baltiskaja* einen Kundschafter entsandt hatte. Der Milizionär gab ein ausgesprochen gepflegtes Bild ab, jedenfalls im Vergleich zu seinem Sitznachbarn, einem zottelhaarigen Banditen von der *Kirsa*. Der grinste seinem natürlichen Feind frech ins Gesicht und bleckte dabei sein löchriges Gebiss. An den drei Stationen des

Handelrings galten besondere Regeln, die die beiden an sich unversöhnlichen Gegner zu einem vorübergehenden Waffenstillstand zwangen.

Ein paar unauffällige Dendrophile von der *Petrogradka* tuschelten angeregt mit Nikanor, dem Stationsvorsteher der *Moskowskaja*. Auch einige »Genossen« von der *Suwjosdnaja* fanden sich im Kreis der Versammelten ein. Sie hielten sich allerdings abseits und taten so, als würde sie der ganze Auftrieb nicht im Geringsten interessieren.

Ganz am Rand der Menge tauchte der schwarze Mantel eines Totengräbers auf. Die Bestatter der Metro waren grenzwertig schräge Typen, doch ohne sie ging es nicht. Verwesende Leichen in der Nähe bewohnter Stationen waren eine Brutstätte für Seuchen und lockten Heerscharen von Ratten an. Die normale Sterblichkeitsrate im Untergrund war so hoch, dass das Feuer in den Krematorien der Totengräber niemals verlösch.

Als Letzte trafen die Moskowiter ein. Sie nahmen in möglichst großer Entfernung zu den Gesandten der Primorski-Allianz Platz und warfen gehässige Seitenblicke auf ihre ehemaligen Feinde. Die Erinnerungen an den erst kürzlich beigelegten Konflikt waren noch frisch. Zu viele Opfer hatte sie dieser kurze, aber blutige Krieg gekostet.

Nachdem der Mann im Rautenpullover zum hundertsten Mal seine Brille zurechtgerückt hatte, schleuderte er wie ein Dirigent die Arme in die Luft. Das Gemurmel in der Bahnsteighalle verstummte augenblicklich. Für einen Moment schien es, als würden sogar die Lampen heruntergedimmt – wie vor dem Beginn eines Konzerts.

»Sehr geehrte Herren!«

»Siehst du hier irgendwo einen Herren?«, ereiferte sich sogleich einer der Kommunisten, ein nicht mehr ganz junger Mann, der eine bis zur Unkenntlichkeit verwitterte Lederjacke trug. »Deine Herren sind schon lange ausgestorben.«

»Genossen!«, korrigierte sich Pantelej.

»Für einen Hungrigen ist der Satte niemals Genosse!«, entgegnete der Quadratschädel mit der Milizionärsmütze wie aus der Pistole geschossen und grinste besoffen.

»Brüder, Freunde, Kollegen!« Der Besitzer der größten Brille der Welt wurde allmählich ärgerlich.

Diesmal hagelte es gleich mehrere Zwischenrufe. Im Publikum machte sich Unruhe breit. Die Versammlung drohte aus dem Ruder zu laufen, bevor sie noch richtig begonnen hatte.

Gromow sah sich Hilfe suchend um. Mit einem sorgfältig zusammengefalteten Tuch tupfte er sich die verschwitzte Glatze ab. Und dann explodierte er.

»Schnauze!!! Was ist denn das für ein Kindergarten hier, zum Donnerwetter! Habt ihr keine Lust mehr zu leben, ihr Arschlöcher? Ich schon! Also haltet endlich die Klappe!«

Stille kehrte ein. Mit seinem Ausbruch war es dem unansehnlichen Administrator der *Sennaja* offenbar gelungen, die Gäste zu beeindrucken und gleichzeitig neugierig zu machen.

»Wie ihr alle wisst, ist der Metrorat zuletzt vor drei Jahren wegen der Pestepidemie zusammengekommen. Der Grund, warum wir diese außerordentliche Versammlung einberufen haben, ist nicht weniger ernst.« Pantelej machte eine effektvolle Pause, bis er den gelangweilten Blick eines dunkelhäutigen Gesandten von der *Oserki* bemerkte. »Unseren Stationen droht ein Gasangriff.«

Unter der gewölbten Decke der *Sennaja* mischten sich besorgte Stimmen zu einem bedrohlichen Geraune. Pantelej wartete nicht ab, bis sich das Publikum wieder beruhigte. Stattdessen zeigte er mit dem Finger auf jemanden im Publikum und überschrie die Menge.

»Hiermit erteile ich diesem Mann das Wort. Er vertritt die Bewohner der Insel Moschtschny.«

Wie auf Kommando reckten alle die Köpfe und starrten den gebrechlichen alten Mann an, der sich gerade von seiner Bank erhob. Mit gekrümmtem Rücken trippelte Großvater Afanassi in die Mitte der improvisierten Rednerbühne. Dort richtete er sich

auf und musterte die illustre Gesellschaft mit argwöhnischem Blick. Seine Augen funkelten eisig. Im Publikum kehrte schlagartig Ruhe ein.

»Es fällt mir schwer, zu euch zu sprechen«, begann der Greis. »Doch zu schweigen wäre noch schwieriger ... Jemand hat es gewagt, auf unserer Insel eine Atombombe zu zünden. Die Siedlung auf der Moschtschny existiert nicht mehr ...«

Afanassi stockte. Seine Augen wurden feucht, doch seine Stimme blieb fest.

»Von unserem Volk hat nur die Besatzung der ›Babylon‹ überlebt. Wir sind friedliebende Menschen und hatten es nie auf fremden Besitz abgesehen. Aus diesem Grund frage ich euch alle ...« Der alte Mann schwenkte den Arm über die Versammelten. »Warum? Warum?!«

Afanassis Arm zitterte und sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze.

Auf dem Bahnsteig herrschte Grabesstille. Die Gesandten sahen einander an. Niemand wagte es, das Schweigen zu brechen, keiner hielt dem vernichtenden Blick des alten Mannes stand. Nur die Veganer in ihren geleckten Uniformen leisteten sich ein verstohlenes Grinsen, das sie hinter ihren blitzsauberen Handschuhen verbargen. Für sie war fremdes Leid ein Quell der Freude.

Afanassi ließ den Arm sinken. Da eine Antwort offenbar nicht zu erwarten war, atmete er tief durch und sprach leise weiter.

»Ich bin hier, um euch unsere Bedingungen zu übermitteln. Wir sind gut genug ausgerüstet, um zu jedem beliebigen Lüftungsschacht an der Oberfläche vorzudringen. Vor einem Sturmangriff auf die *Tschkalowskaja* kann ich euch nur warnen. Wir haben genug Waffen und Munition von der ›Babylon‹ abgezogen, um jeden zu liquidieren, der sich zu unserer Station vorwagt. Ihr habt eine Woche Zeit, um diejenigen, die hinter dem Atomschlag stecken, zu finden und an uns auszuliefern. Andernfalls werden wir eure Stationen mit Senfgas vergiften, und zwar alle ohne Ausnahme.«

Die Luft schien vor Anspannung zu vibrieren. Selbst die Gaffer, die das Geschehen aus der Ferne verfolgten, wagten kaum mehr zu atmen. Der Metrorat musste das Gehörte erst einmal verdauen.

Afanassi machte eine unnatürliche Bewegung mit dem Arm und hatte plötzlich einen Marinedolch in der Hand, der zuvor im Ärmel seines Leinenhemds versteckt gewesen war. Die Wachmänner wollten schon auf ihn losgehen, doch der Administrator hielt sie mit einer Geste zurück. Der alte Mann schnitt sich in die Hand, wartete, bis die Klinge mit Blut getränkt war, dann holte er aus und ramnte den Dolch mit überraschender Wucht in einen Spalt zwischen den Bodenplatten. Das hallende Geräusch ließ viele der Anwesenden zusammenzucken. Mit gesenktem Haupt verließ der Greis die Rednerbühne und trottete langsam zum Ausgang der Station.

Erst als Großvater Afanassis Silhouette im Dunkel des Tunnels verschwunden war, kam wieder Bewegung in die Versammelten. Als würde ein Bann von ihnen abfallen, mit dem der Alte sie in seinem Zorn belegt hatte. Als hätte soeben nicht ein Mensch aus Fleisch und Blut vor ihnen gestanden, sondern ein Trugbild. Eine kollektive Halluzination. Der zwischen den Bodenplatten steckende Dolch bewies indes das Gegenteil. Der außergewöhnliche Besucher war ebenso real gewesen wie das Ultimatum, das er gestellt hatte.

Im Betonlabyrinth des Abwasserkanals war das Tappen ihrer nackten Füße praktisch nicht zu hören. Nur dort, wo am Boden der Röhre Wasser floss, verriet ein gelegentliches Plätschern ihre Anwesenheit. Am Ende des Kanalabschnitts gelangten sie in einen geräumigen Kontrollschacht. Im Mondlicht, das durch das Gitter des Kanaldeckels fiel, wurden Details der seltsamen Gestalten sichtbar, die da lautlos durch den Untergrund schlichen: nackte Oberkörper, zerzaustes Haar, dornenbesetzte Unterarmbänder, grob geschnittene Lederröcke im Stil schottischer Kilts.

Die Gesichter der Männer waren von schlampig gewickelten Stoffbinden verhüllt. Nur einer trug eine primitive, alte Atemschutzmaske. Kurze Speere und schartige Macheten ergänzten die martialische Aufmachung der exotischen Krieger.

Nachdem der Trupp den offenen Raum durchquert hatte, verschwand er auch schon in der nächsten Betonröhre. Der Mann mit der Atemschutzmaske führte ihn sicher durch das unterirdische Labyrinth, das er augenscheinlich in und auswendig kannte. Hin und wieder blieb er stehen und rief einen der Krieger zu sich. Der stellte dann einen Käfig vor sich hin, in dem ein merkwürdiges, entfernt an eine Ratte erinnerndes Tier hockte, und beobachtete aufmerksam dessen Verhalten. Einmal lief die kleine Bestie aufgeregt umher und stieß alarmierte Schreie aus. Offenbar witterte sie eine tödliche Gefahr. Die Krieger beherzigten die Warnung ihres »tierischen Dosimeters« und änderten unverzüglich die Marschrouten.

Der Umweg hielt jedoch eine unangenehme Überraschung bereit: Der Tunnel endete plötzlich an einem gähnenden Abgrund. Der gigantische Riss in der Erde erstreckte sich über gut hundert Meter Länge. Darüber schimmerte in einem schmalen Streifen das dämmrige Licht der ausgehenden Nacht. Die gegenüberliegende Seite der Erdspalte war etwa fünf Meter entfernt und offenbarte einen aufschlussreichen Querschnitt durch den erdnahen Untergrund: verschiedene Bodenschichten, Höhlen unbekannter Bewohner der neuen Welt, Überreste von Fundamentplatten, rostige Rohre von Fernwärmetrassen ...

Die Männer berieten sich kurz, dann warf einer von ihnen ein Lasso über ein hervorstehendes Rohrstück auf der anderen Seite. Während sich die Krieger nacheinander über den Abgrund hängelten, beobachtete ihr Anführer durch das Visier seiner Armbrust aufmerksam den Himmel. Raubtiere, die es auf Menschenfleisch abgesehen hatten, gab es hier mehr als genug.

Nachdem das Hindernis überwunden war, setzten die Männer ihren Weg durch das unterirdische Labyrinth fort, schlängelten